

Fahrten

ohne Richtung

IN DEN ZWISCHENRÄUMEN DER SPRACHE

2024

RESIDENZPLATZ 10 | 5020 SALZBURG

50 ZWANZIG

GRUPPENAUSSTELLUNG MIT:

MARIA ANWANDER, RICARDA DENZER, HAPPY AKEGBELEYE / PETJA DIMITROVA, OMAR KASMANI, SAJAN MANI, MARISA MAZA, LISL PONGER, ANIKE JOYCE SADIQ, MOIRA ZOITL

EIN PROJEKT VON:

KOLLEKTIV EN-COMUN: MARISA MAZA, MOIRA ZOITL & FRANZISKA LESÁK

Fahren ohne Ticket— in den Zwischenräumen der Sprache

23.10.–20.12.2024



Omar Kasmani, *The last day of a mosque*, Berlin 2016
© Omar Kasmani



Happy Akegbeleye & Petja Dimitrova, *Naija Akatarians II*, 2024, © Happy Akegbeleye & Petja Dimitrova

HAPPY AKEGBELEYE & PETJA DIMITROVA
Happy Akegbeleye, *1974 in Nigeria, lebt und arbeitet in Wien. Petja Dimitrova, *1972 in Bulgarien, lebt und arbeitet in Wien.

Naija Akatarians II – The Nigerian Diaspora in Vienna and their Contribution to Understanding Austrian Society, 2024, Wandzeichnung, Klebefolie, Print.

In der Arbeit und Graphic Novel *Naija Akatarians II* erzählen Afro-Österreicher*innen aus unterschiedlichen Perspektiven und Generationen über geteilte Erfahrungen des Ankommens und Daseins, über Ausgrenzung und Rassismus, über Selbstorganisation und Ermächtigung. Diese Geschichten vom und über das Leben Schwarzer Menschen in Österreich stellen einen Teil der Geschichte dieses Landes dar. Sie bezeichnen und markieren eine Gegenwart, in der Anti-Schwarzer-Rassismus tief in der österreichischen Gesellschaft verankert ist. Die Erfahrungen verweisen auf demokratische Defizite bezüglich Rechtsstaatlichkeit oder den fehlenden Respekt in Bezug auf die Würde von Migrant*innen in Österreich. Sie machen bestimmte Gewaltstrukturen sichtbar, aber auch Widersprüche und Ambivalenzen in der Haltung der Communities. Die Zeichnungen bebildern das Erzählte und fragen zugleich nach einer Zukunft in Österreich jenseits von Gewalt, Ausbeutung und Diskriminierung und wie ein gutes Leben für alle, die hier leben (wollen) möglich wäre. *naijaakatarians*.wordpress.com

Im Rahmen der Ausstellung gibt es eine Kooperation mit dem *Blessed Afro Shop*, einem Laden der Haarpflege & „braiding“ anbietet, sowie Lebensmittel, Kosmetik und diverse afrikanische Produkte. Das Heft „*Naija Akatarians II*“ ist im Shop frei zu entnehmen. *Blessed Afro Shop, Ignaz-Harrer-Straße 10, 5020 Salzburg*.

MARIA ANWANDER

*1980 Bregenz, lebt in Berlin.
Untitled (f#stone), 2018, Installation: Neon, Drahtgeflecht, Mineralstaub und Kunstharz auf Palette.

Hashtags ermöglichen die thematische Verschlagwortung von Onlinebeiträgen und symbolisieren die Entwicklung der Selbstdarstellungsstrategien im Internet. Alles wird zur präsentablen, schönen Oberfläche, wobei die Grenze zwischen Realität und Täuschung oft verschwimmt. Alltagsentdeckungen werden gemäß der Logik sozialer Medien sofort mit Hashtags versehen und der Online-Verwertung zugeführt, wodurch die ursprüngliche, absichtslose Wahrnehmung von Situationen und Objekten verloren geht.

MARÍA DO MAR CASTRO VARELA

(geb. in La Coruña) ist Diplom-Psychologin, Diplom-Pädagogin und promovierte Politikwissenschaftlerin und Professorin für Allgemeine Pädagogik und Soziale Arbeit mit Schwerpunkt Gender und Queer Studies an der Alice-Salomon-Hochschule. In der Lehre liegen ihre thematischen Schwerpunkte auf Rassismus und Migration, Kritische Theorie und Projektentwicklung. Ihre Forschungsinteressen konzentrieren sich auf Postcolonial Studies, Gender und Queer Studies, Critical Migration Studies, Holocaust Studies und Critical Media Praxis. Aktuelle Buchpublikation: *Double Bind postkolonial: Kritische Perspektiven auf Kunst und Kulturelle Bildung*, Bielefeld: transcript Verlag 2023 (zus. mit Leila Haghighat).

RICARDA DENZER

Lebt und arbeitet in Wien.
anonym (Langzeitdokumentation „O“), 2019–2024, Installation: Diaprojektion, Audiostück.

Die gezeigten Blätter sind der Ausgangspunkt für die Erfahrung einer direkten Begegnung. Wie ein unaufhörliches Hin und Her, ein rätselhaftes Objekt „O“ (W. Bion), sind die Notate beim Zuhören während meiner ehrenamtlichen Tätigkeit bei dem Wiener Krisentelefon entstanden. Den Prozess, beim Zuhören die Aufmerksamkeit in der Schwebe zu halten und damit durchlässig zu bleiben für auftauchende Themen und Affekte, bezeichne ich als Langzeitdokumentation. Eine Praxis, in der – auch als hörende Forschungsmethode innerhalb meiner Kunst, das Horchen „[...] eine Intensivierung und eine Sorge, eine Neugier oder eine Beunruhigung“ ist, und ein „Gespannt-Sein auf einen möglichen Sinn“ (J.-L. Nancy)
www.soundingresearch.net

OMAR KASMANI

*1977 in Karachi, lebt und arbeitet in Berlin.
My Sound is in the Way of Your History, 2021, 3 Hörstücke: *Opaque, Thin, Unstraight*.

Geräusche können verschwommen, unklar und diskret sein. Geräusche sind auch voller Wille, politisch und beharrlich. Diese Audioinstallation wurde von Agha Shahid Ali's Gedicht Farewell (Agha, 1997) und Edouard Glissant's Ruf nach dem „Recht auf Opazität“ (Glissant, 1997) inspiriert und ist ein migrantisches Sondieren gegen den aufgeladenen deutschen Begriff der „Parallelgesellschaft“. Mit je eigener Art des Hörens, erhalten *Opaque, Thin und Unstraight* migrantisches Begehren und queere Strategien des Unklaren und Nichtreduzierbaren, wodurch herrschenden Strukturen und Öffentlichkeiten ein komplettes Wissen vorenthalten werden kann. Das Aufschieben, Zerschneiden und Kollagieren von gefundenen und aufgezeichneten Audiospuren kreierte und unterstützt Gefüge minorisierter Geschichten und Präsenzen – durch Reibung, Ausrichtungen, Harmonien und Momente der Stille. Mehr noch als Klanglandschaften sind diese kritischen „Soundings“ (Horchen/Sondieren), Einladungen zum Zuhören gegen die fortwährende koloniale und imperiale Trennung von Raum, Zeit und Körpern in der europäischen Gegenwart.

SAJAN MANI

*1981 in Keralam, lebt und arbeitet in Berlin.
മലയാളം ശരീരം / Malayalam Shareeram [Malayalam as the Body], 2021, Installation: performative Zeichnungen, Archivmaterialien, Serigrafien auf Naturkautschuk.

In seiner künstlerischen Praxis beschäftigt sich Mani mit seiner Muttersprache Malayalam und deren komplizierter kultureller und historischer Beziehung zu Deutschland, insbesondere mit dem deutschen Missionar und Sprachwissenschaftler Hermann Gundert. Er standardisierte Malayalam und veröffentlichte Ende des 19. Jahrhunderts mehrere Bücher in Malayalam, darunter das erste Wörterbuch. Eine Vielzahl von Materialien mit Bezug zur Geschichte der Dalits aus Kerala lagert in den Archiven Europas und den USA, wie z.B. dem Malayalam-Archiv der Universitätsbibliothek Tübingen und ist für Künstler- und Wissenschaftler*innen aus Kerala schwer zugänglich. Sajan Mani, der als „Schwarzer Dalit-Körper“ in einem Dorf in Kerala aufwuchs, versucht in diese verschiedenen Archive einzutauchen und Spuren der Großmütter, Großväter und mehr-als-menschlichen Vorfahren zu finden. Als widerständige Praxis gegen diese hegemoniale Geschichtsschreibung und Wissensproduktion entwickelt er kreative Gegenerzählungen und spekulative Vorstellungswelten.

MARISA MAZA

*1965 in Madrid, lebt und arbeitet seit 1988 in Berlin.
Time of Choose – Who Speaks?, 2021–2022, Installation: Foto-Serigrafien auf Stoff.

Das Projekt erforscht die nonverbalen Kommunikationsstrategien unter Frauen aus feministischer Perspektive. Es untersucht, wie Sprache neue Bilder und Handlungsmöglichkeiten schafft und als Akt des Überlebens von Frauen im kulturellen Kontext betrachtet werden kann. Die Bilder sind von „Kangas“ inspiriert – beschrifteten Wickeltüchern aus Tansania, die Frauen im öffentlichen Raum als Kommunikationsmittel dienen. Die „Berliner Kangas“ verbinden Porträts von Frauen mit verschiedenen kulturellen, generationellen und politischen Identitäten aus dem urbanen Raum Berlins mit Äußerungen von Feministinnen unterschiedlichen Alters. Auf Nessel gedruckt, wird die Kombination von Stoff, Bild und Botschaft zu einer „zweiten sprechenden Haut“.

LISL PONGER

*1947 in Nürnberg, lebt und arbeitet in Wien.
Theater of War: What a Mess We Made, 2022, Installation: C-print, Masken.

Wilde Tiere demonstrieren gegen die fehlende Verbindung der Menschen zu ihrer Welt, die sie mit Zwangsmigration, dem Verlust ihres Lebensraums und dem Aussterben bedrohen. Hier stehen sie, allesamt gefährdet, auf einer Bühne und inszenieren einen Aufstand, wild, aber gelassen. Derregulierter Kapitalismus, sagen sie, verführt zu vergessen, dass auch wir untrennbar in die Natur eingebettet sind. Sie erinnern uns an die unaufhaltsam steigende Zahl von Toten durch Überschwemmungen, Hungersnöte oder einfach nur durch Hitze. Wir wissen das, wenn wir hinschauen, wir sind schon bei ihnen, unter den Masken. Wie viele Rettungsdecken bräuchte es, um eine Welt zu retten?

ANIKE JOYCE SADIQ

*1985 in Heidelberg, lebt und arbeitet in Berlin.
Visited by a Tiger, 2019, HD Video, 9:16, 11 min., mit der Psychologin Dr. Lula Morton Drewes, Sound von Lamin Fofana.

Die Arbeit *Visited by a Tiger* greift auf das Bild der geballten Faust gleichsam als Ikone des politischen Kampfes und als Modell des menschlichen Gehirns zurück. Bild und Text befinden sich in einem Zwischenspiel, in dem es sowohl um eine Form des im Körper situierten Wissens geht als auch um die Auseinandersetzung mit der Rolle der Produktion von Bildern als bzw. in der Politik. Die Neuausrichtung des Daumens (auf der Innenseite der Faust als Hirnmodell und somit nicht in Schlagposition), ist eine subtile Umformulierung dieses ikonischen Bildes und enthält einen Vorschlag: die Einführung des Wissens über das neurobiologische Selbst als gesellschaftlich relevantes Wissen als Teil von Kampf, Widerstand und Solidarität.

MOIRA ZOITL

*1968 in Salzburg, lebt und arbeitet in Berlin seit 2001.
a well spoiled one / eine Wohlverzogene, 2021, Installation: HD Video 18:40 min., Hocker.

Die Videoinstallation *Eine Wohlverzogene* thematisiert den Sprachenwerb und das kulturelle Lernen von Kindern in der Migration. Das phönizische Alphabet, Grundlage vieler weiterer Alphabete, dient als kapitelgebendes Element und verbindet den europäischen sprachlichen Hintergrund der Künstlerin mit der indischen Herkunft ihrer Tochter. Viele der phönizischen Buchstaben haben ihren Ursprung in Bildern und Symbolen, die unmittelbar auf den menschlichen Körper und seine Umgebung verweisen. Diese Buchstaben sind uns eingeschrieben, aus uns heraus entstanden – aus den Bewegungen, Tätigkeiten und Ritualen, die wir täglich performen. Kindern fällt es leicht, sich am Wissen der Kulturen, mit denen sie leben, zu orientieren und dieses spielerisch zu übernehmen. Sie praktizieren Code-Switching, dehnen die Grammatik und überschreiten Sprachgrenzen. So entstehen transkulturelle Sprachkulturen, die gesellschaftlich wirksam werden.

FRANZISKA LESÁK

arbeitet als Koordinatorin des Promotionsprogramms *History and Cultural Studies (HCS)* und für den SFB 1171 *Affective Societies* an der Freien Universität Berlin. Zu ihren kuratorischen Arbeiten zählen u.a. die Ausstellungen *vorvorgestern*, *curated by 2018*, Raum mit Licht, Wien; *Other Possible Worlds. Entwürde diesseits von Utopia*, gem. mit Dorothee Albrecht, Berit Fischer, Hubert Lobnig, Moira Zoitl, NGBK Berlin, 2011; *A twist in the tail(e) Iris Musoll und Nathalie Bikoro*, gem. mit Bonaventure Soh Bejeng Ndikung, Savvy contemporary, Berlin, 2011; *Sexy Mythos. Selbst- und Fremdbilder von Künstlerinnen*, gem. mit Doris Berger, Julia Schäfer, Antje Schiffers, Moira Zoitl, NGBK Berlin 2006, Forum Stadtpark Graz 2006, HGB Leipzig 2006, Overbeck-Gesellschaft Lübeck 2007; *tätig sein*, gem. mit Manuela Schöpf, Petra Reichensberger, Annette Wellhausen, NGBK Berlin, 2004; *Unfortunately last sunday afternoon somebody left the door open...*, Museum Het Domein, Sittard, Niederlande, 2000

Franziska Lesák, Marisa Maza, Moira Zoitl

sozialen Lebens oder der Politik, sondern die Bedingung dafür, dass sie überhaupt möglich sind.

Die Künstler*innen und Autor*innen untersuchen auf unterschiedliche Weise den spezifischen (politischen und/oder persönlichen) Sprachgebrauch, mit dem Macht ausgedrückt und ausgeübt wird. So wird das „Weggeschlossen-Sein“ und die Unzugänglichkeit von historischen Narrativen – wie zum Beispiel die der Dalits – in den kolonialen Archiven Europas und der USA (Sajan Mani) thematisiert. Text und Sprache werden als Instrumente der sozialen Kontrolle identifiziert und die physiologischen und psychischen Effekte von Rassismus aufgezeigt (Anike Joyce Sadiq, Happy Akegbeleye & Petja Dimitrova). Die Künstler*innen befassen sich mit Medien des Austauschs, wie den nonverbalen Kommunikationsstrategien unter Frauen (Marisa Maza), oder der Hashtag-Verschlagwortung in Zusammenhang mit Selbstdarstellungsstrategien im Internet (Maria Anwander). Sie entwerfen und fordern eine Gegenerzählung, eine Praxis der Kontaminierung der Sprache, die Polyexpressivität (Essay: Maria do Mar Castro Varela) und hybride Sprachkulturen als gesetzte Lebensrealität (Moira Zoitl) wahrnimmt. Zudem fordern sie ein Recht auf Opazität/Intransparenz, um migrantische Sehnsüchte und queere Strategien zu bewahren (Omar Kasmani) und wenden hörende Forschungsmethoden an, in denen die Aufmerksamkeit in der Schwebe gehalten wird, um für auftauchende Themen und Affekte durchlässig zu bleiben (Ricarda Denzer). Die semantischen Bezeichnungen und Versuche, Bedeutungen festzulegen, werden durch die ausgewählten Kunstwerke und Texte infrage gestellt und Praxen des widerständischen Handelns performt und aufgezeigt (Lisl Ponger).

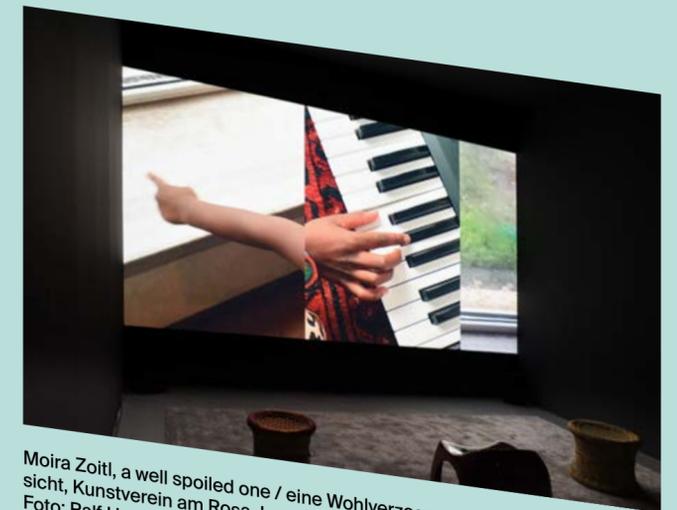
Die Ausstellung wird begleitet von Vorträgen, Performances, Diskussionen und Kooperationen, wie von Happy Akegbeleye & Petja Dimitrova mit dem *Blessed Afro Shop* in Salzburg.

„Das Gefühl, in einem fremden Land zu sein, ist wie Fahren ohne Ticket. Es ist ein Gefühl des Nicht-Dazugehörens.“

Der Ausstellungstitel *Fahren ohne Ticket—in den Zwischenräumen der Sprache* wurde inspiriert durch die Geschichte von Sara Bf, „Mein Frau-Sein wurde hier zur größten Schwierigkeit meines Lebens“, erschienen in: Das ist meine Geschichte. Frauen im Gespräch über Flucht und Ankommen, die vom Kollektiv Polylog herausgegeben wurde (Münster, 2019). Das im Zitat beschriebene Gefühl des „Nicht-Dazugehörens“ und der Unsicherheit erschien uns ein angemessener Ausgangspunkt, um über die Wechselwirkungen von Sprache und Kulturalität nachzudenken.

Das Ausstellungs- und Rechercheprojekt, das 2021 in der Galerie im Körnerpark Berlin seinen Anfang nahm, untersucht, inwieweit Kultur eine Kontextualisierung der Sprache ist und wie Sprache wiederum Kultur transformiert. Sprache ist nichts Festgeschriebenes, sie bewegt sich und produziert immer neue Bilder und Räume. Sie bietet die Möglichkeit, die Zwischenräume zwischen Menschen lebendig zu machen und neue Handlungsweisen zu eröffnen. Die Entstehung diverserer kultureller Kontexte in den Gesellschaften des 21. Jahrhunderts hat einen Transformationsprozess der sprachlichen Kommunikation in Gang gesetzt. Dieser findet allerdings nicht ohne langwierige Aushandlungsprozesse statt.

Die Ausstellung in der Fünfzigzwanzig, die um einige neue künstlerische Positionen erweitert wurde, präsentiert eine Vielzahl von Strategien und Methoden, mit denen Künstler*innen die unterschiedlichen Aspekte von Sprache erforschen. Ein gemeinsamer Nenner der beteiligten Künstler*innen ist die Auseinandersetzung mit den Machtstrukturen, die mit unterschiedlichen Sprachen einhergehen. Kultur und Sprache sind sehr eng miteinander verbunden. Wir lernen die sozialen und kulturellen Regeln von Gesellschaften vor allem durch Kommunikation. Die Art und Weise, wie wir eine Bitte formulieren oder nach dem Weg fragen, wird stark von den jeweiligen kulturellen Kontexten der einzelnen Communitys beeinflusst. Sprache ist dabei nicht nur irgendein Instrument kultureller Äußerungen, des



Moira Zoitl, *a well spoiled one / eine Wohlverzogene*, 2021, Installationsansicht, Kunstverein am Rosa-Luxemburg-Platz Berlin, 2022/2023
Foto: Ralf Hoedt, © Moira Zoitl / VG Bild-Kunst, Bonn

Polyexpressivität Plädoyer für ein revidiertes Mehrsprachigkeitsverständnis María do Mar Castro Varela

Jung war ich, gerade 6 Jahre, als meine Eltern vom spanischen Elternverein in Köln die Aufforderung bekamen, mich doch einmal die Woche zum Spanischunterricht zu schicken. Für Mittelschichtsangehörige wäre dies wohl kaum eine Frage gewesen, Mehrsprachigkeit wurde in bürgerlichen Kreisen (ganz gleich ob liberal oder konservativ) immer gepflegt. Die Hegemonie des Bürgertums konnte schließlich nur über den internationalen Handel etabliert werden, und ohne vielfältige Sprachkompetenzen wäre das nur schwer möglich gewesen: Ob in Wirtschaft, Politik oder Kunst – es war wichtig, sich über Grenzen hinweg verständigen zu können. Und so galt es als *Conditio sine qua non* der humanistischen Bildung, dass Sprachen von frühster Kindheit an gelernt wurden. Das eröffnete Wege zu beruflichen Karrieren und damit einhergehenden Macht- und Herrschaftspraxen. Das Entstehen des Bürgertums ist dabei zweifelsfrei verflochten mit der Entstehung von Nationalstaaten und eben der Idee von *Nationalsprachen*, die als Standardsprachen einer Nation eingeführt werden mussten. Wollen wir die Tragödie der deutschen Mehrsprachigkeitspraxis verstehen, so müssen wir wohl kurz in dieses widersprüchliche Feld hineinblicken.

Meine Eltern waren ‚Gastarbeiter*innen‘ und holten vorab den Rat der deutschen Grundschullehrerin ein. Sie hatten früh gelernt, den formalen Autoritäten zu vertrauen – und sich selbst zu misstrauen. Wenig überraschend riet die deutsche Lehrerin davon ab, den Spanischunterricht zu besuchen, denn Kindern der ausländischen Arbeitnehmer*innen wurde und wird in der Bundesrepublik Deutschland Monolingualität verordnet.⁽¹⁾ Die Arroganz mit der dies seither legitimiert wird, steht dem dahinterliegenden Herrschaftsdenken



María Anwander, Untitled (#stone), 2018
© María Anwander / VG Bild-Kunst, Bonn

in nichts nach. Kinder aus Migrant*innenfamilien sollten Deutsch lernen und dies ging der hegemonialen Pädagogik zufolge nur unter Vernachlässigung der elterlichen Sprechpraxen, die damit selbstverständlich

gleichsam abgewertet wurden. Recht früh wurde hier eine hegemoniale Integrationspraxis in den Schulen durchgesetzt, der es nicht wirklich darum ging, dass das Standarddeutsch erlernt wurde, damit die Schüler*innen später bessere Chancen auf dem Arbeitsmarkt hätten. Vielmehr ging es darum, eine bestimmte Weltanschauung, spezifische Alltagspraxen und provinzielle Vorstellungen von Wissensproduktion durchzusetzen: Monolingualität steht damit in einer Beziehung mit (kolonialen) Zivilisierungspraxen und Grenzziehungen. So wurde nicht nur gelernt, wie im Deutschen Verben dekliniert werden, sondern auch die an westlichen Maßstäben orientierten Tischmanieren – wie etwa, dass Ellenbogen nicht auf den Tisch gelegt werden und warmes Essen nicht mit den Händen gegessen werden darf. Und auch warum bestimmte Gerüche und Verhaltensweisen unangenehm oder gar widerwärtig sind und andere angenehm. Sprachen lernen bedeutet so immer auch einen elementaren affektiven Einsatz.

Migrantische Schüler*innen lernten die Sprache, die zu Hause und in den Communities gesprochen wurde zu verachten – oder zumindest das Lernen derselben als Last zu empfinden, insbesondere dann, wenn es sich um außereuropäische Sprachen handelte. Warum sollte man auch Marathi oder Yoruba lernen? Was hätten wir davon? Die Ideologie der Monolingualität traf viele Migrant*innen im Erwachsenenalter wie ein Bumerang. Diejenigen, die es an die Universität schafften und dort mit der Dominanz bürgerlichen Denkens konfrontiert wurden, mussten teils verwundert, teils erbost feststellen, dass Multilingualität in diesem Kontext sehr wohl hoch angesehen wurde. Die Monolingualität wurde plötzlich etwas, wofür es sich zu schämen galt. Mit Bedauern und einer guten Portion paternalistischem Verständnis nahmen die bürgerlichen (viel reisenden) Mitstudierenden zur Kenntnis, dass man es vorgezogen hatte, *gut Deutsch zu lernen*. Man konnte förmlich sehen, wie sie dachten: „Klar, Deutsch ist ja auch eine schwere Sprache – da ist es nicht möglich, gleichzeitig auch die Sprache, die in der Familie gesprochen wurde, auf literarischem Niveau zu erlernen. Das nichtdeutsche Kind wäre hoffnungslos überfordert gewesen.“ Das migrantische Subjekt ist wie das kolonisierte Subjekt (manchmal ist es beides zugleich), immer und *dauernd zu spät* und selbstredend nie in der Lage, die Standardsprache wirklich ausreichend gut zu erlernen – so zumindest das dominante Vorurteil. Die Taktiken der Hegemonie sind geschickt und nur schwer zu durchschauen. Wer auf dem Bau arbeitet oder als Küchenhelfer*in tätig ist, braucht keine weiteren Sprachen, wer sich aber im globalen akademischen Feld durchsetzen will, sollte mehr als eine Sprache sprechen, (zumindest aber Englisch). Bei migrantischen Schüler*innen wurde aber zumeist nur eine Zukunft vorausgesehen: Sie wurden als Arbeitsreserve und nicht als Intellektuelle gedacht und geformt.

Die Sprache der eigenen Community (des Vaters, der Mutter oder sonstiger naher Kontaktpersonen) später zu erlernen, erweist sich als oft schwierig und mühselig. Viele geben auf, weil sie nicht mit jenen verglichen werden wollen, die die Sprache womöglich besser verstehen und sprechen, etwa weil sie diese aus Karrieregründen erlernt haben. Wer will sich schon dauernd

2 3



Anike Joyce Sadiq, Visited by a Tiger, 2019,
Installationsansicht: Galerie im Körnerpark, Berlin 2021,
© Anike Joyce Sadiq / VG Bild-Kunst, Bonn
© Foto: Nihad Nino Pušija

beweisen müssen und einen Kampf gegen Windmühlen führen. Dies ist vor allem die Tragödie der nachfolgenden Generationen, deren Integration auch damit zu beweisen war, dass das Deutsche jede andere Sprachlichkeit überschattete.

Ein gänzlich anderes, aber damit verknüpft Problem ist die Anerkennungspraxis von Sprachen. So wird multiplen Sprachkenntnissen in sehr unterschiedlichem Maße mit Anerkennung begegnet. Wer im sozialen Berufsfeldern neben einem sehr guten Deutsch auch Türkisch fließend spricht, kann dies durchaus kapitalisieren. Bei Kurdisch liegt der Fall schon etwas anders. Kurzum: Auch bei Migrant*innensprachen (also allen Sprachen dieser Welt mit Ausnahme des Standarddeutsch) setzt sich eine (koloniale) Wertigkeitshierarchie durch.

Wir können festhalten, dass Sprachwissen und sprachliche Ausdrucksmöglichkeiten eine Klassenfrage ist, die rassifiziert und nationalistisch ausbuchstabiert wird. Es kann deswegen keine klare Antwort auf die Notwendigkeit der Anerkennung von Mehrsprachigkeit geben. Es sei denn, wir lieben es zu vereinfachen und komplexe Verhältnisse zu banalisieren.

Imperiale Sprachgeschichte

Wir könnten jetzt auch davon sprechen, dass die imperiale Beherrschung nur möglich war, weil die Kolonialbeamten und Missionare die Sprachen der Länder lernten, die sie beherrschten. In vielen Kolonialgebieten wurde dagegen Bildung aktiv verhindert und mithin hatte immer nur eine kleine Minderheit der lokalen Eliten die Möglichkeit, die Herrschaftssprache zu erlernen (dies gilt insbesondere für die portugiesische Kolonialpolitik, etwa in Brasilien, Goa, Angola etc.). Die Konsequenzen dieser Machtpolitiken sind heute noch spürbar: So sprechen nur etwa 8% der indischen Gesamtbevölkerung Englisch, und in Goa ist das Portugiesische fast gänzlich verschwunden, nachdem mit dem Einzug der indischen Truppen Mitte der 1960er-Jahre eine langsame Dekolonisierung begann. Gleichzeitig werden in Europa die meisten außereuropäischen Sprachen, die häufig als Vernakularsprachen bezeichnet werden, belächelt, nicht gekannt oder vollständig

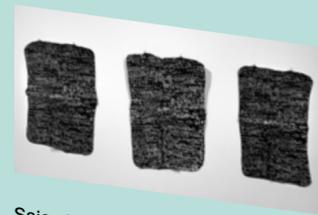
aus dem Wissensreservoir gelöscht. Wer weiß heute in Europa, wie viele Sprachen außer den europäischen (also: Französisch, Spanisch, Englisch, Portugiesisch, Deutsch etc.) auf dem afrikanischen Kontinent gesprochen werden? Wer weiß, wie das Türkische gewaltvoll als ‚moderne‘ Sprache hervorgebracht wurde? Wer kennt Sprachen wie Aymara, Oriya oder Wolof? Wer verfügt über ein genaues Verständnis der in der Karibik weitverbreiteten Kreolsprachen? Die Antworten darauf sind ernüchternd. Die Begeisterung für Multilingualität zerschellt nicht selten an den Mühen, die es macht, eine (außereuropäische) Sprache zu erlernen.

Mehrsprachigkeit ist eine durchaus ambivalente Angelegenheit. Wir können davon ausgehen, dass die Mehrheit der Weltbevölkerung mehr als eine Sprache spricht. Viele mehrsprachige Menschen dieser Welt sprechen Sprachen, die im Westen nicht anerkannt werden, weswegen zwar behauptet werden kann, dass alle Menschen mehrsprachig sind, gleichsam verleugnet dies die Tatsache, dass nicht alle Sprachen als gleichwertig betrachtet werden. Die Aussage ist mithin ebenso problematisch wie etwa die Aussage, alle Menschen hätten Diskriminierungserfahrungen gemacht. Sprache ist nicht gleich Sprache. Sprachen werden bewertet und hierarchisiert. So interessieren sich heute mehr Pädagog*innen im Feld „Deutsch als Zweitsprache“⁽²⁾ für die Sprachpraxis von Kindern, die Türkisch und Deutsch sprechen, aber kaum jemand für Kinder, die eine Kreolsprache und Deutsch sprechen. Und auch nicht für diejenigen, die ‚nur‘ Deutsch sprechen, sich aber in einer fluiden Weise different ausdrücken und auch ein offeneres Gehör und/oder Verständnis für angebliche sprachliche Unstimmigkeiten bzgl. der Standardsprachen haben. Menschen mit Migrations- und/oder Exilerfahrung verfügen in der Regel über eine größere Bereitschaft und auch über vielfältigere Strategien, auch die zu verstehen, deren Deutsch vom Standard abweicht. So empfinden viele in Deutschland aufgewachsene Menschen ohne Migrationserfahrung das Österreichische (und seine Dialekte) als eine Zumutung und das Schweizerische als lächerlich. Viele behaupten aber auch, sie einfach nicht verstehen zu können. Das stimmt wahrscheinlich, hat aber vor allem damit zu tun, dass die eigene starre Sprachpraxis und der homogene soziale Kontext es unmöglich gemacht haben, Brücken zu schlagen, Lücken zu füllen und auch andere sprachliche Expressionen wie Blicke, Gesten, Pausen etc. zu interpretieren. Ich neige dazu, dies provokant als Sprachstörung zu beschreiben. Monolingualität, gelebte und praktizierte, ist wahrscheinlich die Ursache für eine Unzahl sozialer Probleme. Die Dominanz derer, die Multilingualität predigen, aber monolingual leben, ist erschreckend.

Migrationsräume und Sprache Versuche zu verstehen

Innerhalb der Migrationsforschung – insbesondere in der Migrationspädagogik – wird in den letzten Jahren ein genauer Blick auf Sprachlichkeit, Bilingualität und Mehrsprachigkeit gelegt. Interessanterweise finden sich dabei wenige kritisch-philologische Auseinandersetzungen. Nach wie vor werden Sprachen fast durchgehend – wie die Kultur – als ahistorisch und stabil betrachtet. So wird das Phänomen des Code-Switching, wo eine Sprecherin von einer Sprache in die andere wechselt, als interessantes Migrationsphänomen beschrieben. Doch bleibt es der Idee der einheitlichen Sprachen treu.

Die hingegen vom Literaturwissenschaftler Naoki Sakai (1997) dargelegte Heterolingualität irritiert, weil sie postuliert, dass Multilingualität als Vorstellung und Praxis überwunden werden muss, und es die Übersetzung ist, die die gemeinsame Sprache der Zukunft sein müsste. Dieser Ansatz beinhaltet eine Kritik an der Naturalisierung des Nationalstaates wie auch am Konzept der Sprecher*innengemeinschaft. Sakai fragt etwa pointiert danach, „wie wir unsere Fantasie vom Regime des Nationalstaates emanzipieren können“. Er zeigt auf, dass wir dies nicht erreichen „durch eine Negation des Regimes selbst, sondern durch eine Problematisierung



Sajan Mani, MalyalaShareeram
[Malayalam as the Body], 2021
© Sajan Mani, © Foto: Nihad Nino Pušija

der methodologischen Nationalismen, die die Wissensproduktion in den Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaften durchdringen“ (Sakai 2013, o. S.).

Für diejenigen, deren Körper gezeichnet sind durch die Erfahrung der Migration und des Exils, ist die Theorie der Heterolingualität wie Balsam. Verdeutlicht sie doch, dass wir nur wenn wir die „Grenzziehung“ verstehen, auch verstehen können, „wie sich die Individualität einer bestimmten nationalen Sprache, die tatsächliche unteilbare Einheit einer Sprache durchsetzen konnte, die in der Figur der nationalen Sprache angenommen wird. Und das Verfahren des Vergleichs, mittels dessen Artunterschiede zwischen Sprachen postuliert, gemessen und beurteilt werden, ist unmöglich, wenn nicht die Individualität einer bestimmten Sprache vorausgesetzt wird, die mit einer anderen zu vergleichen ist.“ (Sakai 2013, o. S.) Die Reinheit der Sprache ist ein Phantasma mit vielerlei Konsequenzen. Das Standarddeutsch beispielsweise war erst nur Schriftsprache, während das Konzept der Sprachenvarietät die Tatsache verdeckt, dass die Vielfalt und Bewegung von Sprachen natürlich, die Standardsprache als Gradmesser dagegen ein gewaltvoller Akt der Grenzziehung ist. Mehrsprachigkeit und das Zählen der Sprachen erinnert deswegen nicht zufällig an das koloniale Mapping.



Lisl Ponger, Theater of War: What a Mess We Made, 2022
© Lisl Ponger / Bildrecht

Translanguaging (siehe García/Wei 2014) dagegen ist ein Konzept, welches beschreibt, dass und wie Sprecher*innen zur Kommunikation auf ein ganzes Repertoire von Ausdrucksmöglichkeiten (diverse Sprachen, Gesten, Mimiken ...) zurückgreifen. Sie tun dies, Ofelia García und Li Wei zufolge, immer strategisch und passen sich dabei differenten Situationen fluide an. Während das Code-Switching oft als Makel beschrieben wird, keine Sprache richtig und vernünftig sprechen zu können, deutet das Translanguaging auf die Listigkeit und Performativität von Kommunikationsverhalten.

Die Forderung nach der Anerkennung von Mehrsprachigkeit in der Migrationsgesellschaft erscheint im Lichte der Perspektiven von Heterolingualität und Translanguaging eher fade und konservativ. Sicher sollte es darum gehen, zu fordern, dass Migrant*innen die Möglichkeit haben, die Sprache ihrer Herkunftsfamilien zu lernen, aber spielt dies nicht nur der Anpassung an das bürgerliche Ideal der Multilingualität in die Hände? Wäre es nicht sinnvoller, eine Praxis der Kontaminierung von Sprache zu etablieren, in der es nicht darum geht, Sprache in Perfektion zu erlernen, sondern Kommunikation zu befördern – auch wenn diese auf ‚Missverständnissen‘ beruht. Dies würde auch die Attraktivität erhöhen, Sprachen zu erlernen, aus denen nicht direkt ‚Profit geschlagen‘ werden kann. Sprachen, deren Erlernen viele für unsinnig halten, weil sie keinen Mehrwert innerhalb der kapitalistischen Logik versprechen. Doch wenn Sprachen uns formen, wenn sie uns nicht äußerlich sind, sondern unser Selbst gestalten und dabei die Performativitätsgrenzen setzen, dann ist jede Sprache, die wir erlernen, eine Intervention in die Normativität unseres Seins. Angelehnt an Rey Chows Verständnis von Languaging (2014), die Subjektivierung als eine sprachliche Praxis liest und diese in einer (post-)kolonialen Analyse an rassismuskritische Perspektiven bindet, können wir Sprachlernen und Verstehen als Prozess betrachten, der Subjekte der Anerkennung und Verachtung hervorbringt. Wie du sprichst, wie du dich ausdrückst, die Sprachen, die du beherrscht, sagt etwas darüber aus, wer du bist und welche Position in der Gesellschaft du bekleidest.

4 5

Polyexpressivität oder von der Wichtigkeit des Ausdrucks

Ich möchte hier vorschlagen, einen weiteren Begriff in die Debatte um Sprache, Nation und Migration/Exil einzuführen: Polyexpressivität. Als Polyexpressivität beschreibe ich die Kunst, sich so auszudrücken, dass die Horizonte des Normalen überschritten werden können. Ein Vermögen, sich unterschiedlich (mehr oder weniger bewusst) vielfältig auszudrücken und zu repräsentieren. Die Praxis der Polyexpressivität verzichtet darauf, ein homogenes, glattes Bild von sich, seiner Community und dem weiteren Kontext zu erzeugen. Sie trotz der Normativität von Sprache. Es geht also weniger darum, mehrere Sprachen zu sprechen, sondern vielmehr die Vielstimmigkeit zu pflegen und widerständig gegen Monotonie einzusetzen. Inspiriert ist der Begriff bewusst von zwei (rebellischen) Kunstformen: der Polyphonie (zu der auch das Kontrapunktische zählt) und dem Expressionismus. Polyphonie bedeutet in der Musikwissenschaft Vielstimmigkeit, wobei jede Stimme eigenständig und damit nicht bloß begleitend ist. Die Harmonie wird gewissermaßen punktiert, die Einheit gestört. Der Expressionismus stellt dagegen eine Kunstform (musikalisch, literarisch wie bildnerisch) dar, die den gesteigerten Ausdruck des Geistig-Seelischen sucht. Bringen wir beide Elemente zusammen, so entsteht die Beschreibung einer gesteigerten und emanzipativen Ausdruckspraxis. Polyexpressivität als Praxis sucht nach Strategien, die hegemonialen Diskurse und Praxen der Monolingualität und Multilingualität zu durchbrechen. Sprache ist uns nicht äußerlich. Sprache ist Teil unseres Körpers und unseres Seins. Arundhati Roy, die großartige indische Schriftstellerin und Aktivistin, beschreibt Sprache als die Haut ihrer Gedanken. In ihren Büchern spielt sie mit Wörtern und Bildern, die die koloniale Hybridisierung der Sprache verdeutlichen, aber vor allem präsentiert sie immer wieder kreative Neuschöpfungen, die das auszudrücken suchen, was verborgen werden sollte. Das Literarische kann überraschen, wie Gayatri Chakravorty Spivak (2012) immer wieder betont.



Marisa Maza, Time of Choose –
Who Speaks!, # 1, 2021
© Marisa Maza / VG Bild-Kunst,
Bonn



Ricarda Denzer, anonym
(Langzeitdokumentation „O“),
2019-2024
Foto: Bruce Stinson,
© Ricarda Denzer / Bildrecht

Fazit: Polyexpressivität lernen

„Was hat es auf sich mit jenem Zuhause-Sein in der Sprache, auf das wir unaufhörlich zurückkommen?“
(Derrida 1996: 35).

Wir können Polyexpressivität zu einem neuen sozialen und pädagogischen Ziel erklären. Die Realität der globalen Migration erfordert von uns allen (vielleicht insbesondere von denen, die in sozialen Feldern tätig sind), dass wir in der Lage sind, Ausdrucksvielfalt zu verstehen, sich ihrer zu bedienen und damit unser Leben zu gestalten. Die Kunst, sich nicht ausschließlich über Lautsprache zu verständigen, ist dabei ebenso wichtig wie die Erweiterung des Verstehenshorizonts und das konkrete Erlernen (außereuropäischer) Sprachen. Die Gebärdensprachen verweisen auf die Möglichkeit, Gefühlen und Adressierungen anders Ausdruck zu verleihen. Das Hindi beispielsweise unterscheidet nicht zwischen gestern und morgen usw. Vielleicht experimentieren wir auch mit einer Polyexpressivität, in der Nichtverstehen als wichtiger Bestandteil von Sozialität verstanden wird, statt ausgegrenzt zu werden. Die Polyexpressivität transformiert die ‚wertlosen‘ Sprachen in ‚wertvolle‘ Sprachen. Sie kann uns beflügeln. Mut ist dazu allerdings notwendig, denn wer Sprachen lernt, die niemand sprechen will und sich affektiver Ausdrücke bedient, die als unangemessen gelten, macht sich nicht nur Freund*innen. Allerdings erscheint mir dies als ein Weg, Sprache vielleicht nicht gänzlich neu, aber doch anders akzentuiert zu denken. Befreiend ist das allemal, und die Möglichkeit zu widerständigen Bündnissen wird in jedem Fall deutlich erhöht. In Zeiten zunehmend nationalistischer Töne, rassistischer Praxen und der Herrschaft des Qualitätsmanagements ein vielleicht zumindest interessantes Gedankenexperiment.

Erschienen in der Publikation zur Ausstellung:
Fahren ohne Ticket – In den Zwischenräumen der Sprache, (Berlin 2021) Hg.: Galerie im Körnerpark, Berlin, Franziska Lesák, Marisa Maza, Moira Zoitl

(1) Ich will hier nicht unerwähnt lassen, dass wir zu Hause kein Spanisch sprechen, sondern Galizisch. Galizisch ist seit der Demokratisierung des spanischen Staates eine offiziell legitimierte Sprache, deren Praxis während des spanischen Faschismus unter Strafe stand. Zudem waren meine Eltern auch ambivalent, ob sie mich auf eine Schule schicken sollten, in der faschistische Ideologie und fundamentalistischer Katholizismus ziemlich ungebrochen vermittelt wurden.

(2) Eine Bezeichnung, die ich als sehr problematisch empfinde, weil sie die Vorstellung der einen und einzigen „Muttersprache“ stabilisiert, die nur für einen kleinen Teil der Weltbevölkerung Gültigkeit hat.

Literatur:

Chow, Rey (2014): *Not Like a Native Speaker. On Language as a Postcolonial Experience*. New York/London: Routledge.

Cummins, Jim (2006): „Sprachliche Interaktionen im Klassenzimmer: Von zwangsweise auferlegten zu kooperativen Formen von Machtbeziehungen“. In: Paul Mecheril/Thomas Quehl (Hg.): *Die Macht der Sprachen*. Münster: Waxmann, S. 36–62.

Derrida, Jacques (1996): *Die Einsprachigkeit des Anderen oder die ursprüngliche Prothese*. München: Fink.

García, Ofelia/Wei, Li (2014): *Translanguaging: Language, Bilingualism and Education*. Basingstoke, Hampshire, England: Palgrave Macmillan.

Sakai, Naoki (1997): *Translation and Subjectivity: On „Japan“ and Cultural Nationalism*. Minneapolis/London: University of Minnesota Press.

Sakai, Naoki (2013): „Die Mikrophysik des Vergleichs. Für eine Dislozierung des Westens.“ <https://transversal.at/transversal/0613/sakai/de> (Letzter Aufruf 9.11.2021).

Spivak, Gayatri Chakravorty (2012): *The Aesthetic Education in Times of Globalization*.



FREITAG, 04.10.24
IM SALON ROSA BEIGE
16H

P.T.E „popuptshirtexhibition“
Limited Art Prints, silkscreen on T-Shirts, mit den Designs von: Amanda Burzic, Deivids.lab,
Liser.art Mimi Mang Manger, C. Z. Wappla. & a little Party
Organisiert von Extasier Kollektiv im Salon Rosa Beige.

DIENSTAG, 08.10.24
IM SALON ROSA BEIGE
19H

Sweet Spot - TURNTABLISM
Die Reihe SWEET SPOT versteht sich als Forum klassischer und ganz neuer Produktionen
elektroakustischer Musik in Salzburg.
MIT STÜCKEN U.A. VON: John Cage / Pierre Schaeffer / Grand Wizzard Theodore / DJ Babu /
Otomoto Yoshihide / Claus van Bebber / Christian Marclay
Eine Veranstaltung von InterMediation in Kooperation mit dem Studio für Elektronische Musik und
dem Institut für Neue Musik der Universität Mozarteum Salzburg sowie der FÜNFZIGZWANZIG

MITTWOCH, 23.10.24
18H

Eröffnung Fahren ohne Ticket – in den Zwischenräumen der Sprache
Performance Sajan Mani മലയാള ശരീരം MalyalaShareeram [Malayalam as the Body]
DJ 3st

18.30H

20.30H

DONNERSTAG, 24.10.24
15H

Ausstellungsrundgang mit den Künstler:innen und Kuratorinnen
Buchpräsentation zur Neuerscheinung der Monografie Ricarda Denzer - ganz ohr / all ears,
Audio Trouble, Para-Listening, and Sounding Research
Herausgegeben von Christian Höller & Ricarda Denzer, De Gruyter 2024
Die Publikation bringt den Aufführungscharakter der Stimme und die verbindende, räumliche
Qualität von Klang im Medium Buch zur Darstellung und präsentiert Arbeiten der bildenden
Künstlerin Ricarda Denzer aus den letzten zehn Jahren. Ausgangspunkt ist die These, dass das
Denken eine Stimme und diese einen Körper hat. Das Hören als physischer, performativer Akt wird
als kreativer Prozess der „Weltwerdung“, als Teilhabe an der Welt, verstanden. Das Buch geht den
Fragen nach, wie wir denken, wie wir erinnern, wie wir uns mit der Welt in Beziehung setzen. Mit
Beiträgen von: Christian Höller, Fouad Asfour, Christiane Erharter, Ricarda Denzer, Christina
Goestl, Seth Weiner, Karen Werner, Hui Ye, Brandon LaBelle, Jaimini Patel, Christa Benzer,
Hannah Saka.

17H

20.30H

Performing Sound #44: SOAK!
ULLA aka Ulla Straus (US) | Heinz Riegler (AUS/AUT)
ARGEkultur, Ulrike-Gschwandtner-Strasse 5, 5020 Salzburg
Eine Koveranstaltung der Fünfzigzwanzig and ARGEkultur

FREITAG, 25.10.24
18H

Polyexpressivität - Nachdenken über Sprache und Kommunikation,
Vortrag und Gespräch von und mit María do Mar Castro Varela

FREITAG, 29.11.24
IM SALON ROSA BEIGE
19H

Cocobusserl, Collabs und Co
Das feministische Künstler*innennetzwerk EXTRA lädt gemeinsam mit Special Guests zum
Diskutieren, Nach- und Weiterdenken über das Miteinander in der Kunst. Was das mit
Cocobusserl zu tun hat, kann am 29.11. um 19:00 selbst herausgefunden werden.